

„... den sie früher Gott genannt hätten“

|| Spirituelle Sprechversuche der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Gedichte haben Konjunktur. Zwar machen sie weder die Verfasser noch die Buchhändler reich, doch drucken die großen Tageszeitungen häufig lyrische Texte ab, und es erscheinen erfreulich viele Sammelwerke¹, thematische Anthologien und Gedichtbände. Auffallend an der deutschsprachigen Lyrik der letzten Jahre ist die Vielfalt der Ausdrucksformen und Themen. „Die neue Offenheit, die neue undogmatische Haltung des Sich-überraschen-lassen-Wollens, was Themen, Sprechweisen, lyrische Formen angeht“², ist nach Jörg Drews ein Kennzeichen der Gegenwartsdichtung; ähnlich stellt Hermann Korte eine Tendenz zu offenen Textformen und einem Nebeneinander von milieuspezifischen Angeboten fest: vom Kunstgedicht für eine literarisch anspruchsvolle Leserschaft bis zur Lebenshilfe- und Spaß-Lyrik³. Die großen Richtungen, die nach 1968 das Feld beherrschten – die Politische Lyrik, Experimentelle Lyrik, Poplyrik und Neue Sensibilität –, können heute beerbt und fortgeschrieben werden, müssen es aber nicht, und neben dem immer häufiger reimlosen Gedicht sind auch wieder traditionelle Formen – sogar Sonett, Terzine und Ghasele – zugelassen, sofern sie den weihevollen Ton kunstreligiöser Zeiten vermeiden. Hermann Korte zufolge ist die deutsche Nachkriegsliteratur um 1990 endgültig zu Ende gegangen und die Zeit einer neuen Vielfalt angebrochen. Im folgenden sollen denn auch nur Werke zur Sprache kommen, die nach dieser Zäsur von 1990 im deutschen Sprachraum erstveröffentlicht wurden⁴.

Die Erfahrungen, Lebensdeutungen und Motive, die diese neue Lyrik sprachlich gestaltet, sind nicht weniger mannigfaltig als ihre Formen. Wie hält es nun die neue Dichtkunst mit Religion bzw. deren nichtorganisierter Gestalt: der Spiritualität? Der Lyriker und Literaturkritiker Harald Hartung schrieb in einer Rezension von Christian Lehnerts Gedichtband „Der Augen Aufgang“: „Wenn nicht alles täuscht, kehren religiöse Themen in die Lyrik zurück.“⁵ Trifft das zu – und wenn ja: auf welche Weise?

Hartung spricht von einer Rückkehr religiöser Themen, weil diese – sieht man von Ausnahmen wie Silja Walter, Kurt Marti und Paul Konrad Kurz, die hier nicht gewürdigt werden können, einmal ab – in den 70er und 80er Jahren weitgehend aus der deutschsprachigen Lyrik verschwunden waren. Auch im Nachdenken über Dichtkunst war und ist Religion „mit einem intellektuellen Tabu belegt“⁶, das die Zeitschrift „Das Gedicht“ mit ihrem 2001 erschienenen Band zum Thema „Him-

mel und Hölle“ erstmals etwas aufbrach. Bezeichnend ist das Bekenntnis, das Ernst Jandl 1994 zum 70. Geburtstag seiner Freundin Friederike Mayröcker ablegte: „wir sind christen, ein wort, das man heute wieder aussprechen darf.“⁷ In den Jahren zuvor war es offensichtlich verpönt, davon zu reden. Michael Krüger, der als literarischer Leiter des Hanser Verlags das Klima emanzipationsversessener Religionskritik und Metaphysikskepsis jener Zeit bestens kennt, stellt in einem 1998 veröffentlichten Gedicht einen Wandel fest, wenn er bemerkt: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion / erwehren, sie greift uns nicht an.“⁸

Was hat sich verändert: die Verkündigung der Kirchen oder die Einstellung der Intellektuellen oder beides? Fest steht, daß das geistige Klima dem Spirituellen gegenüber offener, unbefangener geworden ist. Ein Tabu wurde gelockert. Nicht, daß eine dramatische Hinwendung zum Religiös-Spirituellen zu beobachten wäre. Wenn man die Buchveröffentlichungen von etwa 80 Lyrikern nach 1990 sichtet, findet man gerade mal bei 14 von ihnen Gedichte mit spirituellen Motiven: kein Chor, aber auch nicht bloß Einzelstimmen. Und die „Rückkehr“ des Spirituellen besteht keineswegs im ungebrochenen Anschluß an die Plausibilitäten volkskirchlicher Zeiten oder an die Gewißheiten und Idealismen klassischer Lyrik, sondern weiß sehr wohl um die großen Infragestellungen moderner Aufklärung. Das neue Reden vom Spirituellen ist nicht vormodern, sondern postmodern. Es vermeidet den selbstsicheren Gestus einer etablierten Glaubenssprache – ist eher ein ganz persönlicher Sprechversuch, in den Ausdrucksformen durchaus auf der Höhe säkularer Lyrik. Die Vielfalt ist nach Form und Inhalt so vital, daß sie sich jeder strengen Typisierung widersetzt. Die offensichtlichste Gemeinsamkeit, die die spirituellen Aussagen der folgenden Autoren miteinander verbindet, dürfte ihr unterschiedlich deutliches Abrücken vom erwähnten Religionstabu sein.

Ernst Jandl: „lieber gott, beende meine sorgen“

Ernst Jandls Bekenntnis von 1994 wurde schon erwähnt. Jandl, der sich in den 50er Jahren erfolgreich dem Experimentieren mit den akustischen und visuellen Möglichkeiten von „Sprachmaterial“ widmete, hat sich in seinen frühen Texten zunächst entschieden gegen Kirche und Religion aufgelehnt. So schrieb er 1957 eine vernichtende Parodie auf den Anfang des Johannesevangeliums: „Im Anfang war das Wort.“⁹ Unter der Überschrift „fortschreitende räude“ veränderte er die einzelnen Wörter des biblischen Textes anscheinend spielerisch. Beispielsweise machte er aus dem Wort „Gott“ ein „flott“, dann ein „schlott“, schließlich ein „fort“, bis am Ende nur noch ein „flotsch“ übrigblieb, das an flutschen und futsch erinnert. Hier demonstrierte Jandl, wie für ihn das Reden von und das Denken an Schöpfung und Menschwerdung Gottes zerfällt und aus Sprache und Bewußtsein verschwindet, ja auch verschwinden soll.

Die Religion, die Jandl so heftig ablehnte, war der extrem enge Glaube, den ihm seine Mutter vermittelt hatte, die durch die Krankheit, an der sie acht Jahre lang litt und mit 38 Jahren starb, immer frömmere wurde und jeden Tag zur Messe ging. Jandl berichtet, er sei mit Schlägen erzogen worden und auch mit der Drohung, er werde mit der Hölle bestraft, wenn er der Sonntagsmesse fernbleibe oder onaniere. Es ist verständlich, daß er sich von diesem erstickenden Erbe befreien mußte. Er lehnte sich ja auch gegen die gesamte traditionelle Kultur auf, der er Versagen zur Zeit des Nationalsozialismus vorwarf und auf die er seinen Selbsthaß übertrug. Durch bewußt gewählte Kindersprache wollte er die herkömmliche Poesie und Intellektuellenkultur verhöhnen. Doch trotz seiner wiederholt geäußerten Kritik an der Kirche und seiner Glaubenszweifel, schrieb er in den 70er Jahren Texte, die sich, bei allem Pessimismus und aller Ironie, als positive Auseinandersetzung mit der christlichen Überlieferung verstehen lassen¹⁰. Er schloß ausdrücklich nicht aus, „eines tages / werde einfach gott wieder da sein“ für ihn¹¹. Ein Kirchenchrist ist Jandl nicht geworden – „des sonntags schöne pflicht / führt mich zur kirche nicht“ –, doch erklärte er 1994 in seiner „Rede an Friederike Mayröcker“:

„wir sind christen, ein wort, das man heute wieder aussprechen darf. friederike mayröcker nennt den, oder einen, heiligen geist die quelle ihrer inspiration; es gibt, für sie, in ihrer kunst etwas, das von außen kommt, und zwar von oben, während ich nicht sicher bin, wo oben ist.“¹²

In diesem unsicheren Glauben hat Jandl wohl zunehmend Halt gesucht. Das zeigen mehrere Texte aus den 90er Jahren. Sie eignen sich weder für das Gesangbuch noch für das Poesiealbum. Denn sie wurden von einem Menschen geschrieben, der so sehr am Leben litt, daß er sagen konnte: „glück ist: sich und die mutter bei der geburt zu töten.“¹³ Trotzdem konnte er in den „drei religiösen gedichten“ beten¹⁴:

lieber gott, laß mich eher sterben
als den nächsten morgen erben.

lieber gott, beende meine sorgen
und erspare mir den nächsten morgen.

st. nikolaus soll bei allen sein
den teufel will ich für mich allein.

Im letzten Vers fordert der Selbsthaß wieder einmal seinen Tribut. Jandls Gemütslage und sein antikultureller Affekt machten es ihm fast unmöglich, etwas Positives zu sagen ohne vulgäre Ausdrücke und Spott. So spricht er im ersten Teil der Reihe „kleines weihnachtsoratorium“ von nichts Geringerem als der Gegenwart Gottes – mit den Worten einfachster Kindertheologie: „Gott sieht alles.“ Doch muß er dabei mit der Vorstellung spielen, er werde auf der Toilette von einem Fremden beobachtet, der sich als Gott entpuppt. So ironisch der Text klingt – er endet mit der Entschuldigung, daß er den Unbekannten mit Sie angeredet hat, und korri-

giert sich mit einem Kirchenlied, das das vertraute Du verwendet: „Großer Gott, wir loben dich.“¹⁵

SIE, der mensch

SIE sehen neben mir
das klosettpapier
so soll es sein
denn ich sitze hier
um zu scheißen
wer aber hat
IHNEN erlaubt
mir dabei zuzusehen
und wer sind SIE eigentlich
freilich es heißt
gott sieht alles
dann aber hätte ich SIE nicht
mit SIE anreden dürfen
großer gott wir loben DICH

Unter der Überschrift „stille messe“ drückte Jandl auch die Hoffnung aus, daß das „ewige licht“ nach dem Tod „verlöscht für keinen nicht“ und bat: „Herr, laß sie ruhen in frieden.“¹⁶ Mit den Bildern vom „ewigen Licht“ und vom „Ruh in Frieden“ griff er auf die Sprache der Liturgie und auf positive Elemente seines ererbten Glaubens zurück. Es war sicher eine selektive Rückkehr, doch scheute er sich nicht, eines der nachgelassenen Gedichte mit dem erstaunlichen Bekenntnis zu beginnen: „fürwahr ich bin katholisch / und rüttle nicht daran ...“¹⁷.

Michael Krüger: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion erwehren“

Die weiteren Autoren, die hier zu Wort kommen sollen, lassen in ihren Texten keine gekränkte Abkehr von der Religion ihrer Kindheit erkennen. Vielleicht, weil sie nicht darüber sprechen wollen, oder, weil ihre Entwicklung bruchlos verlief. Das Verhältnis zu den Kirchen wird in den Gedichten selten angesprochen, doch fällt auf, daß sie sich alle mit der jüdisch-christlichen Spiritualität auseinandersetzen und nicht von islamischen, hinduistischen, buddhistischen oder esoterischen Überlieferungen geprägt sind.

Bezeichnend dafür ist *Michael Krüger*, 1943 in Sachsen geboren und in Berlin aufgewachsen. Er nennt sich selber einen „Zweifler“, und seine Reserve gilt sowohl dem christlichen Kulturerbe als auch den beiden einst maßgeblichen Strömungen der 68er Revolution: Psychoanalyse und Marxismus. Auch die Philosophie, die er aus eigener Lektoratsarbeit kennt, betrachtet er nicht als Hoffnungsträger. Skeptisch bemerkt er beispielsweise zu Diderot, dieser Symbolfigur der Aufklärung, er

wisse nicht, woher wir kommen und wohin wir gehen. Und wenn er – wie erwähnt – meint: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion / erwehren, sie greift uns nicht mehr an“, klingt das wie ein Einspruch gegen die in der intellektuellen Öffentlichkeit der 70er und 80er Jahre gängige pauschale Religionskritik bzw. wie die Feststellung, daß Ängste vor einer übermächtigen Volkskirche anachronistisch sind. So blickt er neugierig-aufgeschlossen auf den überlieferten und von manchen Fortschrittspropheten totgesagten christlichen Glauben. „War es besser mit ihm?“ fragt er einmal, und läßt einen Pfarrer antworten: „Der Trost drang tiefer ...“¹⁸. In einem Text mit der Überschrift „Erziehung“ bekennt er: „Wenn ich Maria sehe, wie sie dem Kinde / die Brust gibt, kann ich nicht glauben, / daß der zerredete Körper / der christlichen Kultur seine Seele / ausgehaucht hat.“¹⁹ Ein Glaube, der einen Gott verehrt, der Mensch und Kind werden wollte, kann demnach auch einem modernen Menschen, den die Utopien des 20. Jahrhunderts nicht mehr überzeugen, etwas geben. Also besucht er auch einmal den Gottesdienst einer Dorfkirche. Dazu berichtet er in dem Gedicht „Brief“²⁰:

Brief

Gestern Abend ging ich – bitte
frag nicht: warum? – in die Kirche
im Dorf, hockte mich bibbernd
zwischen die alten Leute
in eine der engen Bänke
und bewegte die Lippen, als hätte ich
mitzureden. Es war ganz leicht.
Schon nach dem ersten Gebet – wir
beteten auch für dich – wuchs mir
die Maske des Guten übers Gesicht.
Vorne pickte der alte Pfarrer,
ohne eine Lösung zu fordern,
wie ein schwarzer Vogel lustlos
im Evangelium, schien aber nichts
zu finden, uns zu verführen.
Kein Leitfaden, kein Trost.
Nach einer Stunde war alles vorbei.
Draußen lag ein unerwartet helles Licht
über dem See, und ein Wind kam auf,
der mich die Unterseite der Blätter
sehen ließ.

Verschämt erzählt das lyrische Ich dem fiktiven Briefpartner, daß es – wahrscheinlich probenhalber – an einem traditionellen Gottesdienst teilgenommen hat. Sogleich muß es mit dem Bild von der „Maske des Guten“ und dem Vergleich des Pfarrers mit einem „schwarzen Vogel“ Distanz und Überlegenheit gegenüber dem angeblich überholten Ritual alter Leute demonstrieren. So verlangt es der Zeitgeist. Also endet der Briefbericht auch nicht mit dem Vorsatz, erneut Gottesdienste zu

besuchen. Er spricht auch nicht ausdrücklich vom Gottesglauben, obwohl jemand, der an einer Liturgie teilnimmt, die Existenz Gottes sicher nicht ausschließt. Doch berichten die letzten vier Zeilen von einer „unerwartet“ intensiven Naturerfahrung, welche die Besinnung im Gottesdienst, diese Unterbrechung des gewohnten Alltags- und Kulturbetriebs, erst ermöglicht hat.

In dem 2003 veröffentlichten Gedicht „Das Kreuz“ erzählt Krüger von Gebetsgesprächen in Kirchen. Sie spenden ihm offensichtlich – ohne Gottesdienst, aber im Raum der Kirche – jenen Trost, der früher „tiefer drang“²¹:

Das Kreuz

In den alten Kirchen im Süden
schlage ich manchmal das Kreuz,
um das Gespräch mit den Heiligen
zu erleichtern. Es wirkt. Ich rede
dann lange mit den salpetrigen Engeln,
die in den feuchten Ecken leben,
in einem Gemisch aus Demut
und Orthodoxie. In Barcelona,
im Dom, verließ die heilige Milena
ihr verstaubtes Fresko, eine junge Frau,
und setzte sich zu mir
auf die kalten Marmorstufen des Altars.
Wir mußten flüstern. Um uns herum
alte Damen, die statt des Rosenkranzes
ihre Einkaufsnetze hielten. Es roch
nach Minze, Weihrauch, Apfelsinen.
Milena zeigte auf einen Wanderer
auf einem dunklen Bild, der einen Blitz
anstarre, eine zuckende Natter am Himmel.
Das wirst du sein, sagte sie, du wirst
diesen Weg gehen müssen, aber keine Angst,
ich werde hier auf dich warten.

In anderen Texten spricht Krüger anthropomorph und poetisch verspielt vom „Gott der Farben“ oder dem „Gott der Gräser.“ Doch die folgenden Verse, die er zur Illustration einer Vollmondlandschaft geschrieben hat, sprechen wohl ein ernsthaftes Bekenntnis aus. Sie setzen nämlich der Vorstellung, der Schöpfer sei ein Gaukler, das erlebte sprachlose Staunen angesichts des Universums entgegen und nehmen den Gedanken, er könne uns „foppen“, ironisch²²:

Natürlich kann man sich
den Schöpfer des Universums
als einen Gaukler denken.
Alles verrücktes Spiel,
Ausdruck beginnender Müdigkeit:
Nur manchmal, wenn wir
am Abend, einer Gewohnheit folgend,

uns auf der Wiese versammeln,
um die Nacht still zu begrüßen
sind wir vor Staunen sprachlos;
Um uns zu foppen, zeigt er uns
Proben seines großen Talents.

Dirk von Petersdorff: „Und der Tod wird nicht mehr sein“

Während Jandl und Krüger selektiv Elemente der ererbten religiösen Kultur wiederbeleben, beschreibt sich der wesentlich später, 1966 in Kiel geborene *Dirk von Petersdorff* als Zeuge des zeitgenössischen philosophischen und literarischen Stimmengewirrs – „ich kann alle Diskurse“ –, das ihn zum ungebundenen Suchen von Anregungen ohne festen Standpunkt verurteilt habe:

„Vorübergehend las ich Nietzsche, vorübergehend trug ich Schwarz, vorübergehend betete ich ... Ich lese Augustinus. Niemand hat mir von seinen Bekenntnissen erzählt. (Die Väter fanden solche Bücher obskur. In Projektwochen eine blaue Friedenstaube auf ein Bettlaken malen, das haben uns die 68er beigebracht.) Augustinus ... schlug einen Ton an, der noch klingt. Eine Saite vibriert noch, und ich lausche diesem fernen Ton.“²³

Dirk von Petersdorff führt von Augustinus mehrmals den bekannten Satz an: „Unruhig ist unser Herz“, bricht ihn aber mit drei Pünktchen ab. Den zweiten Teil: „bis es ruht in dir, o Gott“ zu zitieren, wäre für ihn wohl bereits zu überzeugungssicher. Er sucht ja – wie er in seinem Essayband „Verlorene Kämpfe“²⁴ schreibt – eine Ästhetik für eine offene Gesellschaft. Seine Aussagen sind gleichsam schwebende Bekenntnisse – zum Recht auf die große Sehnsucht nach einem erfüllten und todüberdauernden Leben. Meisterhaft beschreibt er den verwirrenden Pluralismus von Angeboten, Einflüssen und Meinungen, denen wir heute ausgesetzt sind, und spottet über die intellektuellen Meinungsführer und Moden: „Adorno lernt lachen“, oder in Anspielung auf die Ausrufung eines neuen Papstes: „Habermas papam“ und: „Die Enten sind selbstreferentiell, solches Zeug reden sie im Steilflug.“ Er läßt Lady Diana auf einer Party fragen, ob ihr jemand sagen kann, was sie mit ihrem verflixten Leben anfangen kann, und schließt das Gedicht „Die Suche“ mit dem lateinischen Originaltext des erwähnten Augustinus-Wortes²⁵:

... et inquietum est cor nostrum ...
uns eint der Wunsch
nach einem Herzschrittmacher.

Von seltsamen Gesängen lese ich
beim Blättern, die das Kind in uns
immerfort trösten müssen

über die Angst vor dem Tod.

Dieser Angst stellt von Petersdorff die Hoffnungsvision der Bibel von einem neuen Himmel und einer neuen Erde ohne Leid und Tod entgegen: nicht als Jenseitsvertröstung, sondern als Befähigung zu einer „Nutze den Tag“-Einstellung ohne Sorge und ohne Trauer um die Aufschiebung des Jüngsten Tages, die „Parusieverzögerung.“ In dem Gedicht „Sonntagmorgen“ imaginiert er, wie das Behagen im weißen Federbett Geborgenheit wie im Märchen von Frau Holle bedeutet, ja die Vorwegnahme des Lebens der Heiligen, die Raphael in seiner Disputa über den Wolken gemalt hat²⁶.

Mit konsequentem Understatement charakterisiert er solche Visionen als Traum. Denn Hoffnungen, meint von Petersdorff, lassen sich nicht im öffentlichen Diskurs beweisen, und er will auf keinen Fall in den dogmatischen Ton verfallen, den er bei intellektuellen Autoritäten rund um 1968 kritisiert. Allerdings sind für ihn die Träume, die er beschreibt, mehr als private Tagträumereien, beruft er sich doch auf ein Trostbuch der Christenheit, die Geheime Offenbarung des Johannes²⁷:

Eine Tanz-
bewegung, bukolisch, etwas
Reggae, das Volk tummelt sich:

wie auf den glücklichen Bildern
von Bruegel, ein
Fest, nichts anderes,
wo die einzelnen
Dinge leuchten, die Einzel-
heiten: *in den strahlenden Farben*

des Chronisten, denn es ist
eine Idee in voller Inkarnation,
die hier leuchtet,

eine Stadt,
am Ende der Schwerkraft.
Und der Tod

*wird nicht mehr sein, noch
Leid, noch Geschrei, noch
Schmerz wird mehr sein.*

Johannes singt,
FLUSH –
ein telepathischer Blitz zuckt,

es ist ein Traum von der
Wiederbringung aller Dinge,
zeitlos, zerbrechlich,

eine Luftblase,
spaceship earth,
Karfunkel, ein

Traum, was sonst.

Kennt diese Sehnsuchtsspiritualität auch eine personale Beziehung zu Gott? Von ethischen Verpflichtungen und sozialem Engagement sprechen diese Gedichte nicht. Und der Text, der am ausdrücklichsten von Gott redet, schildert ihn etwas vage und fast nietzscheanisch als Willen zum Leben. Ihn erahnt der Sprecher im Liebesakt, von dem sich „Geister“ der Sehnsucht an den Rand des göttlichen Lichts aufschwingen²⁸:

Danach,

in der flüchtigen Zeit – die Hand, die verkrallt
war im Körper, sie löst sich, sinkt nieder;
die Luft in den Mulden wird kalt,
die Glieder rauschen;

die Geister treiben auf einsamen Schwingen,
sie treiben am Rande des Lichts;
Gott ist der Wille, das Nichts
in ein Leben zu schlingen.

Dorothea Grünzweig: „Bedacht sind wir auf den Träger der Welt“

Ähnlich wie von Petersdorff muß sich auch *Dorothea Grünzweig*, die 1952 in der Nähe von Stuttgart geboren wurde und in Helsinki lebt, mit den religionskritischen Denkmeistern ihrer Schul- und Studienjahre auseinandersetzen. Bewußt abgerückt von der intellektuellen Aufgeregtheit ihrer deutschen Heimat und im finnischen „Stiefland“ der Natur und den Toten nah, die sich den alten Mythen zufolge im Wald zu den Lebenden gesellen, fragt auch sie nach einem Leben über den Tod hinaus. Dabei greift sie nicht einfach auf den biblischen Auferstehungsglauben zurück, den sie als Pastorentochter überliefert bekam, sondern erörtert zuerst, ob wir Bertolt Brecht glauben müssen, daß wir „stocksterblich“ sind, und ob Ludwig Feuerbach „mit Recht / die Sehnsucht sprengte Sinne säubernd / dem Budenzauber bunter Bilder vom Jenseits / das Handwerk legend“²⁹. Die Antwort, die sie in dem Gedicht „Abkehr“ findet, besteht darin, daß sie die Toten in der „guten neuen Zeit“ eines leidlosen „Glücksals“ glaubt, jedoch einstweilen noch „irdisch sein“ will³⁰.

Die mehrfach preisgekrönte Dichterin versteht es, durch den Rhythmus der reimlosen Verse, durch die originellen Wortschöpfungen und kühne Bilder eine unverbrauchte Sprache zu schaffen. Eine eindrucksvolle Metapher gelingt ihr, wo sie – dem sinnlichen Eindruck folgend – das Meer als Träger der Kontinente deutet, gestärkt durch die Tränen der Menschen. Das Haus, in dem wir wohnen, grenzt an das unsichtbarbare Meer, das uns nicht durch die fünf Sinne, sondern durch das Denken an den „Träger der Welt“ bewußt wird. Es handelt sich nicht um das Meer eines pantheistisch gedachten All-Einen, sondern um den „Träger der Welt“: ein erstaunliches Bild für den Schöpfer, der uns im Dasein erhält und die Grundlage

unserer Eigenständigkeit bildet. Dieser „Träger der Welt“, sagt sie, hält uns bzw. hält uns an, unbeschwert wie Kinder unser Eigengewicht und unsere Bedeutung einzunehmen³¹.

DAS MEER ist viel mächtiger
als es sich zeigt
nirgends endet es
umhüllt den schwächtigen Erdball

Unter den aufgeworfenen Städten
liegt es
unter den Bögen des Lands
es trägt die Kontinente
schwere Lasten
läßt sich reiten auf seinen Wellen
und weil Salz sich hineinweint
aus Menschaugen
wird es nicht schwach

Unser Haus steht an der Naht
wo das sichtbare Meer
zum verborgenen wird
wo uns die Kunst der fünf Sinne
verläßt
bedacht sind wir
auf den Träger der Welt

Und stets aufs neue
hält er uns an
in unser wahres Gewicht zu fallen
wie Kinder
und unbeschwert schwer
zu sein

Hat Jürgen Habermas, der einflußreichste deutsche Philosoph der 70er und 80er Jahre, nicht ein „nachmetaphysisches Denken“ gefordert? Mit dem Bedachtsein auf den „Träger der Welt“ setzt sich Dorothea Grünzweig souverän über solche Postulate hinweg. Dies gilt ähnlich auch für Ulrich Johannes Beil, Armin Senser, Christian Lehnert, Walter Thümler, Ralf Rothmann und Richard Exner, deren Lyrik in einem weiteren Beitrag vorgestellt wird³².

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. Lagebesprechung. Junge deutsche Lyrik, hg. v. K. Drawert (Frankfurt 2001); Das verlorene Alphabet. Deutschsprachige Lyrik der neunziger Jahre, hg. v. M. Braun u. H. Thill (Heidelberg 1999); Lyrik von Jetzt. 74 Stimmen mit einem Vorwort von Gerhard Falkner, hg. v. B. Kuhlück u. J. Wagner (Köln 2003); Stimmen Stimmen. 20 Jahre Peter-Huchel-Preis. Ein Lyriklesebuch, hg. v. W. Heidenreich (Eggingen 2003).

- ² J. Drews, Die neue Unersetzlichkeit der Lyrik, in: Merkur 53 (1999) 309–323.
- ³ H. Korte, Energie der Brüche. Ein diachroner Blick auf die Lyrik des 20. Jahrhunderts u. ihre Zäsuren, in: Text + Kritik 9 (1999) 63–106.
- ⁴ Ich danke dem Lyrik Kabinett München für die Unterstützung beim Recherchieren und Frau Hildegard Domrös für ihre Hinweise zur Interpretation einzelner Texte.
- ⁵ H. Hartung, Virtuelle Frömmigkeit. Christian Lehnerts Gedichtband Der Augen Aufgang, in: FAZ, 23. 4. 2001, 2.
- ⁶ H. Ziebritzki, Experimente mit dem Echolot. Zum Verhältnis von moderner Lyrik u. Religion, in: Das Gedicht 9 (2001/02) 89–94.
- ⁷ E. Jandl, lechts u. rinks (München 1995) 51.
- ⁸ M. Krüger, Wettervorhersage. Gedichte (Salzburg 1998) 29.
- ⁹ E. Jandl, der künstliche baum (Neuwied 1970) 109. Vgl. M. Motté, Auf der Suche nach dem verlorenen Gott. Religion in der Literatur der Gegenwart (Mainz 1997) 127–132.
- ¹⁰ Beispielsweise: „vogelgott“ in: die bearbeitung der mütze“ (Darmstadt 1971), 27 oder „ich klebe“ in: der gelbe hund. gedichte (Darmstadt 1979) 78. Zur – gegensätzlichen – Interpretation siehe: Motté (A. 9) und P. K. Kurz, Ernst Jandls anderer katholischer Gott, in dieser Zs. 219 (2001) 700–708.
- ¹¹ Vgl. das Gedicht „an gott“ in: der gelbe hund. gedichte (Darmstadt 1980) 105.
- ¹² Jandl (A. 7) 51.
- ¹³ E. Jandl, peter u. die kuh (München 1996) 77.
- ¹⁴ Ebd. 149.
- ¹⁵ Ebd. 81.
- ¹⁶ Ebd. 14.
- ¹⁷ E. Jandl, Letzte Gedichte, hg. v. K. Siblewski (München 2001) 63 f.
- ¹⁸ M. Krüger, Wettervorhersage. Gedichte (Salzburg 1998) 58.
- ¹⁹ Ders., Nachts unter Bäumen. Gedichte (Salzburg 1996) 74.
- ²⁰ Ders., Brief nach Hause (Salzburg 1993) 9. Zur Interpretation siehe: Jahrbuch der Lyrik 1996/97, hg. v. M. Braun u. a. (München 1996) 68–70; J. H. Clausen, Die leere Kirche. Ein Thema säkularer Lyrik, in: Sinn und Form 52 (2000) 33–43.
- ²¹ M. Krüger, Kurz vor dem Gewitter. Gedichte (Frankfurt 2003) 44. Mit Milena meint er vermutlich die heilige Ludmilla, die Landespatronin Böhmens.
- ²² Qu. Buchholz u. M. Krüger, Keiner weiß es besser als der Mond (München 2001) 22.
- ²³ D. von Petersdorff, Bekenntnisse u. Postkarten. Gedichte (Frankfurt 1999) 10, 16.
- ²⁴ Ders., Verlorene Kämpfe (Frankfurt 2001).
- ²⁵ Ders., Zeitlösung. Gedichte (Frankfurt 1995) 11.
- ²⁶ Ders., Wie es weitergeht. Gedichte (Frankfurt 1992) 34 f.
- ²⁷ Ders. (A. 25) 65 f.
- ²⁸ Ders. (A. 23) 38.
- ²⁹ D. Grünzweig, Vom Eisgebreit (Göttingen 2000) 61 f.
- ³⁰ Ebd. 82 f.
- ³¹ D. Grünzweig, Mittsommerschnitt. Gedichte (Göttingen 1997) 54.
- ³² In dieser Zs. 222 (2004) H. 3.